

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ob ich wohl mal tanze?“ fragte Karl Zdurottschin unternehmungslustig.

Über Moritz Gassel widerriet es ihm, gestützt auf seine traurigen Erfahrungen.

„Prost!“ rief Karl Zdurottschin glücklich. „Und Himmelstfahrt komm ich nach Brißlawe. Menschentind, werden die Zdurottschiner Augen machen!“

Moritz Gassel erwiderte nichts. Karl Zdurottschin bot ihm eine Zigarre an, und beide qualmten schweigend und schauten in das Tanzgewühl. Hedwig war mitten drin. Sie tanzte schon wieder mit Thomas Hauschild.

„Dem Kerl brech ich die Rippen!“ knurrte Karl Zdurottschin und ballte die Faust.

Moritz Gassel beobachtete die beiden längere Zeit. Thomas Hauschild bemühte sich, während des Tanzes ein Gespräch anzuketteln, doch Hedwig verhielt sich ablehnend. Moritz Gassel schloß das aus ihrer abweisenden Miene.

„Ich glaube,“ erwiderte er, „die beiden haben wohl doch nichts miteinander.“

„Das möcht ich dem Schubial auch geraten haben!“ brummte Karl Zdurottschin und öffnete die Faust wieder.

Thomas Hauschild erkannte endlich das Vergebliche seiner Bemühungen und kimmerte sich plötzlich gar nicht mehr um Hedwig. Er wollte sie eifersüchtig machen. Aber sie beachtete ihn nicht, wenn er auch noch so toll durch den Saal segte. Denn er war ein vorzüglicher Tänzer. Hedwig schenkte ihm keinen Blick mehr. Darüber giftete er sich so sehr, daß er sich ins Spielzimmer setzte und anfing zu mauscheln. Und er hatte, wie immer, Glück bei den Karten, rückte zum Bankhalter auf und vergaß, was um ihn her vorging. Am Nebentisch spielte August Anorred mit drei Hörstern einen Dauerskat und dachte an die Aussaat. Das konnte er sich schon leisten, denn das Spiel war nicht so aufregend, weil es nur um halbe Pfennige ging. Frau Anorred aber nährte sich inzwischen redlich von Kaffee und Kuchen und ließ sich von ihren Freundinnen alle Familienbegebenheiten der näheren und weiteren Umgegend haarklein erzählen. Zum Dank dafür berichtete sie mit Stolz von ihrem hoffnungsvollen Söhnchen Hugo, der in Halle so schrecklich viel studieren müsse, um Theologe zu werden. Sie sagte nicht „Pastor“, das Wort war ihr nicht vornehm genug. Um Hedwig brauchte sie sich nicht zu kümmern, die war von den jungen Herrn immer umschwärmt.

Da trat der Oberförster Hochalte unter den Kronleuchter, klatschte schallend in die Hände und rief: „Damenwahl!“

Die Stadtkapelle spielte eine flotte Polka. Die Mädchen schwärmten aus und holten sich ihre treuesten Ritter heran. Sogar im Spielzimmer machten sich die Folgen bemerklich.

Thomas Hauschild ließ sich von seinem Nachbar vertreten und stellte sich an die Tür. Aber Hedwig schritt auf den Tisch zu, an dem Karl Zdurottschin mit seinem jüngsten Freunde saß und qualmte. Als er Hedwig kommen sah, legte er sofort die Zigarre weg und erhob sich langsam. Seine grauen Augen funkelten wie zwei Perlmutterknöpfe in der Sonne.

„Herr Gassel!“ rief Hedwig. „Wenn ich bitten darf.“

Karl Zdurottschin sank plump auf den Stuhl. Moritz Gassel wurde krebrot. Das hatte er nicht im Traume erwartet. Uberglücklich stürzte er sich in das wogende Gewühl und hatte, dank ihrer Hilfe, geschwind den Volkaschritt heraus.

„Sehen Sie, daß es geht!“ rief sie triumphierend.

„Ja, wahrhaftig!“ lachte er verdupt. „Ich hätte es nicht geglaubt!“

Karl Zdurottschin aber qualmte wieder. Er hatte sich schnell beruhigt. Das kleine Schulmeisterlein wurde ihm weiter nicht gefährlich!

„Ich glaube,“ sprach Moritz Gassel mutig, „seht kam ich auch Walzer tanzen. Aber nur mit Ihnen!“

„Abgemacht!“ lachte sie fröhlich. „Versuchen wir's nachher. Ich warte auf Sie. Halten Sie besser Takt.“

„Wedsfelt tritt!“ kommandierte er. „Es stimmt wieder nicht. Und ich bin doch sonst nicht so dumm.“

Erschöpft hielt er inne. Da war auch die Musik zu Ende. Thomas Hauschild machte sich sprungbereit. Jetzt kam ein Walzer. Noch einmal wollte er sein Glück bei Hedwig versuchen. Doch Moritz Gassel kam ihm um drei Nasenlängen zuvor. Da schlich der Wirtschafstgehilfe ingrimmig zu den Karten zurück und übernahm wieder die Mauschelbank. Und er gewann. Zwei Stunden weiter in diesem Tempo, und er konnte morgen sein Reitpferd bezahlen! Denn an diesem Tische wurde nicht um halbe Pfennige gespielt, da flogen Taler.

Nach verzweifelten Anstrengungen hatte Moritz Gassel den Walzertritt endgültig aufgegeben und Hedwig auf den Platz zurückgebracht. Sie hatte ihn nach Kräften, jedoch vergeblich, bemuttert und tröstete ihn. Aber bald wurde sie ihm entführt, und er fand sich zu Karl Zdurottschin zurück.

„Antreten zur Polonaise!“ schrie der Oberförster Hochalte und engagierte die rundliche Gattin des Zudersiedereidirektors, der diesem Inspektorenball schon aus Geschäftszinteresse nicht fern geblieden war.

„Das ist leicht!“ rief Moritz Gassel und sah Karl Zdurottschin herausfordernd an.

„Ich kann mir's leisten, nicht zu tanzen!“ erwiderte der eigenfinnig.

Außerdem hatte er schon zu viel getrunken. Moritz Gassel blieb bei ihm, denn Hedwig war bereits von dem langen Zudersiedereidirektor engagiert worden.

Um zwei Uhr legte August Anorred die Karten hin und bezahlte.

„Wir fahren in einer halben Stunde!“ sprach er im

Vorbeigehen zu dem arg beschäftigten Thomas Hauschild, der gerade die Karten mischte.

Der nicht nur, ohne nach der Uhr zu sehen.

Der Inspektor ging hinunter in die Kutsherstube und befahl Daniel Zuppach, der da unten das große Wort führte, die Rappen anzuspannen und vorzufahren. August Knorred stieg wieder hinauf und wurde auf der Treppe von dem Zuckersiedereidirektor aufgehalten, der eben nach Hause wollte. Im Saale sah er sich zuerst nach Hedwig um. Kann hatte sie ihn erblickt, kam sie herbei und hängte sich ihm an den Arm.

„Amüsiert?“ fragte er gutgelaunt.

„Danke, jetzt hab' ich genug,“ erwiderte sie.

„Ich hab schon den Zuppach gerufen.“

„Du Vater,“ schmeichelte sie, indem sie sich an ihn schmiegte, „aber nicht böse sein. Ich habe Karl Zdurotschin eingeladen.“

Er schaute sie groß an, als wenn er sie nicht verstanden hätte.

„Er wird uns Himmelfahrt besuchen!“

„Der Kerl!“ entfuhr es ihm unwillkürlich. „Du bist nicht bei Troste!“

„Herr Gassel meint auch, er ist gar nicht so schlimm, wie die Leute reden.“

„Aber was willst du denn mit ihm?“ rief der Vater entsetzt.

„Er hat doch so schrecklich viel Geld!“ flüsterte Hedwig.

„Deswegen hast du ihn eingeladen!“ August Knorred wurde an seiner Tochter fast irre. „Du bist nicht recht gescheit!“

„Ich hab mir gedacht,“ meinte sie altklug, „daß er dem Herrn Baron vielleicht helfen kann.“

„Dafür sind Bartenstein und Levijohn da.“

„Aber du schimpfst doch immer auf die beiden. Und wenn Karl Zdurotschin das Geld gibt, —“

„Der ist vielleicht noch schlimmer,“ brummte August Knorred unwirsch.

„Nein!“ wehrte sie sich eifrig. „Herr Gassel sagt, er ist ein herzensguter Mensch. Er ist nur ein bißel ungeschliffen.“

„So?“ fragte er verwundert, dachte ein wenig nach und schüttelte dann den Kopf. „Geh zu Mutter und mach' euch fertig. Wir fahren bald.“

Dann schritt er in die Ecke, wo Karl Zdurotschin und Moritz Gassel saßen.

„Meine Tochter hat Sie eingeladen?“ sprach er ohne weitere Einleitung zu dem reichen Zdurotschiner.

„Ich komme!“ rief der. „Bestimmt! Himmelfahrt.“

„Wie's Ihnen am besten paßt!“ erwiderte der Inspektor gleichgültig und wandte sich an Moritz Gassel. „Wollen Sie mitfahren?“

Der sagte freudig zu.

„Punkt halb drei!“ rief August Knorred zurück und suchte Frau und Tochter auf.

Moritz Gassel sah nach der Uhr, verabschiedete sich von Karl Zdurotschin, der schon halb schlief, und war zur rechten Zeit am Wagen.

Daniel Zuppach zündete die Laternen an, denn die Nacht war finster.

Frau Knorred und Hedwig stiegen zuerst ein.

„Kommen Sie, Herr Gassel!“ forderte ihn Hedwig auf und rückte zu.

Da stieg er ein. Frau Knorred fragte ihn, wie er sich amüsiert habe und wie er über Karl Zdurotschin dächte und ob er wirklich so reich sei.

Der Inspektor wartete am offenen Schlag noch ein paar Minuten und schaute dreimal nach der Uhr. Aber Thomas Hauschild kam nicht.

„Los!“ befahl er dann, schwang sich in den Wagen und schlug die Tür zu.

Daniel Zuppach hob die Peitsche und schmalzte laut. In diesem Augenblick fauste Thomas Hauschild die Stufen herunter.

„Sie müssen auf den Bod!“ sprach August Knorred und schob das Fenster hoch.

Der Gehilfe kletterte über das Vorderrad, und Daniel Zuppach ließ die Rappen laufen. Hedwig lehnte sich müde in die Ecke und schloß die Augen. Moritz Gassel machte sich eifrige Mühe, das matte Gespräch im Gange zu erhalten. Als sie über die Grenze fuhren, schlief es ein. Frau Knorred gähnte zweimal und senkte den Kopf auf die Brust. Auch

Moritz Gassel mußte gegen die Müdigkeit ankämpfen. August Knorred sprach kein Wort und schaute bei jeder Waldschneise links und rechts.

Nur Thomas Hauschild war munter, denn die scharfe Nachtlust strich ihm frisch um die Ohren. Er schlug den Mantelkragen in die Höhe und steckte die Hände in die Taschen. Dreiundachtzig Mark hatte er gewonnen. Zuletzt war sehr hoch gespielt worden. Jetzt konnte er die erste Abzahlung auf sein Reitpferd leisten. Das war erfreulich! Ueber Hedwig aber ärgerte er sich. Und er hätte sich noch mehr erboht, wenn er gewußt hätte, daß Moritz Gassel im Wagen saß. Argwohn schöpste er nicht, und bei Daniel Zuppach anzufragen, ging ihm wider den Strich. Der hatte auch genug zu tun, in der Finsternis nicht vom Wege abzukommen.

Als sie nach einer Stunde ins Dorf einlenkten, brannte im Herrenhaus noch Licht.

Fritz von Winkelberg hatte eben den angefangenen Brief beendet und wachte noch.

„Br!“ machte Daniel Zuppach, und Thomas Hauschild sprang vom Bod herunter.

August Knorred öffnete den Schlag. Zuletzt stieg Moritz Gassel aus. Der Wagen rollte davon. Thomas Hauschild ließ die drei andern vorangehen und stellte sich dann vor den Nebenbuhler in Positur.

„Also Sie!“ zischte er wütend.

„Ja ich!“ erwiderte Moritz Gassel ruhig. „Wir dachten, Sie wollten noch länger bleiben, weil Sie so unpünktlich waren.“

„Schulmeister!“ schimpfte der Gehilfe grob.

Moritz Gassel drehte ihm den Rücken und ging.

„Na warte!“ knirschte der andere und ballte die Faust hinter ihm drein. „Wir sprechen uns noch!“

X.

August Knorred gönnte sich nur zwei Stunden Schlaf. Um sechs Uhr war er schon in den Ställen. Dann setzte er sich vor seine Wirtschaftsbücher. Der Baron erwachte viel später. Erst als die Gloden vom nahen Turme das Ende der Messe anzeigten, erhob er sich. Der Inspektor erschien sofort mit dem Frühstück. Fritz von Winkelberg gab ihm den Brief mit der Weisung, ihn in den Postkasten zu werfen.

„Befehlen der Herr Baron sonst noch etwas?“

„Jawohl, Knorred!“ sprach Fritz von Winkelberg und stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster. „Ich möchte meine Familie herüberkommen lassen. Aber erst, wenn's hier etwas freundlicher aussieht. Und deshalb müssen wir noch ein paar Zimmer dazunehmen.“

„Wie groß ist die Familie des Herrn Baron?“

„Nur noch meine Frau und ein kleines Mädchen von drei Jahren.“

„Da werden sechs Zimmer nötig sein,“ rechnete der Inspektor nach. „Drei für die Frau Baronin, zwei für die Baroneß und ein Speisezimmer.“

„Wo denken Sie hin, Knorred!“ lachte der Baron. „Zwei genügen vollkommen. Meine Frau trennt sich nicht von dem Kinde. Denken Sie doch an die Belastung des Etats durch Küche und Dienstaboten.“

„Eine Köchin, ein Stubenmädchen, eine Kammerzofe, ein Kinderfräulein, ein Diener, eine Schenklerin,“ zählte August Knorred auf.

„Den feudalen Teil können Sie ruhig streichen,“ erwiderte Fritz von Winkelberg lächelnd. „Bleibt übrig eine Köchin und ein Stubenmädchen.“

„Wann werden die Frau Baronin und Fräulein Baroneß ihren Einzug halten?“ fragte der Inspektor.

„Vor Ostern jedenfalls nicht. Erst muß ich hören, ob meine Frau schon kräftig genug ist, die Reise zu machen.“

„Also noch acht Wochen Zeit!“ rechnete August Knorred nach.

„Ich denke,“ sprach Fritz von Winkelberg und setzte sich an den Schreibtisch, „wir übergeben die ganze Sache dem alten Abraham. Sind Sie damit einverstanden?“

„Wenn der Herr Baron befehlen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Glocke aus Flandern.

Von Konrad Martin Laut.

In der Wohnung des alten Musikprofessors Erwin Meinardus herrschte geheimnisvolles Dämmern.

Vom kleinen Garten vor den Fenstern, der wieder einmal voller Fliederduft und Goldregenrauber war, fiel noch ein letztes Streifen Licht von dem scheidenden Maitag in das Zimmer, während von draußen her, wo der Einturm des Münsters wie eine drohende Schwärze in den Abendhimmel wuchs, ein schwerer Schatten sich an das Häuschen drängte und den leuchtenden Schimmer langsam zerbrückte.

Die Zeit zwischen Tag und Nacht war dem einsamen Mann von jeher die liebste. In früheren Jahren, als die nun lange in Frieden schlummernde Gattin noch sorgend neben ihm stand, war diese Stunde erfüllt von Musik und Gesang. Da saß Meinardus an seinem Klavier und phantasierte sich alles Frohe und Schwere vom Herzen oder die Gattin sang seine klingenden Lieder, die er am Tage niedergeschrieben hatte.

Das alles war längst vorbei. Nach der treuen Befährtin war auch der einzige Sohn aus dem Häuschen gewandert, zwar nicht in den stillen, ehedemipponnenen Winkel von St. Aurelien, wohl aber ins blühende Leben, das er als tüchtiger, zu Ehren und Aufsehn gekommener Maler gemeistert hatte. Nun stand der Junge als Hauptmann der Landwehr draußen bei Opren im Feld, und zu der Einsamkeit des Lebens gesellte sich für den alten Professor noch die Sorge. Seit vierzehn Tagen hatte der liebe, brächtige Mensch nichts von sich hören lassen, bis endlich heute, gerade um Abendwerden, ein seltsamer Gruß aus Flandern eintraf.

Meinardus hatte die Lampe auf seinem Schreibtisch angezündet und stand jetzt wieder vor der geöffneten schweren Kiste, aus der ein tiefer Metallglanz ihm warm entgegenquoll. Der brave Hans hatte tatsächlich sein Vorhaben ausgeführt. Bei einer Streife im südlichen Flandern war ihm von einem belgischen Händler eine alte, wertvolle Glocke angeboten worden, die in friedlichen Zeiten zu einem nun untergegangenen Glockenspiel gehört hatte. „Der Mann behauptet,“ schrieb Hans in seinem vorliegenden Brief, „die Glocke stamme von dem Gießer Petrus Demony. Ich weiß nicht, ob es stimmt. Wenn wir den Handel abschließen, schicke ich Dir das hübsche Stück für Deine Sammlung.“

Nun war der Fremdling aus Flandern da. Aus einem Bux von Papier, getrocknetem Gras und alten Lappen hatte Meinardus ihn aus der Kiste gehoben. Es war ein reichlich zwei Spannen großes Ding mit einem Sprachband am unteren Rand und einem kräftigen, jetzt freilich abgenutzten Mäppel. Ein Laie hätte wohl kaum etwas Außergewöhnliches an ihm entdeckt. Den kundigen Musiker aber, der über manche Glocke sein Urteil abgegeben hatte, ehe sie auf den Turm zwischen die Schalllöcher kam, entzückte das Kunstwerk auf den ersten Blick. Allein schon der leuchtende Glanz des Metalls ließ auf eine vortreffliche Mischung von Zinn und Kupfer schließen; vermutlich war es die alte Legierung, von der schon der Mönch Theophilus in seiner berühmten *Schedula diversarum artium* gesprochen hatte. Die Form war vornehm und rein, nach unten kraftvoll geschwungen, nach oben schlank und in edler Verjüngung. Möglicherweise stammte das Werk tatsächlich von Petrus Demony, zum mindesten von Albert de Grave oder dem wahren van den Oeyen.

In dem Beschauer erwachte der leidenschaftliche Drang zum Prüfen und Forschen. Mit einer ihm sonst ganz fremden Unruhe ergriff er den Schreibtisch ein altes Vergrößerungsglas und die stets griffbereite Stimmgabel. Dann wurde in gleicher freudiger Hast eine kräftige Schnur vom Fenster zur Tür gespannt und die Glocke emporgesogen.

Im Stübchen war alles feierlich still und ernst. Die morschen Büchergestelle und Schränke warfen gelblichige Schatten unter die schwebende Glocke; von der Wand blickten die Bilder Beethovens und Bachs mit klaren Augen in das Halbdunkel; nur draußen im Flieder des Gärtchens veränderte die erste Nachtigall ein schluchzendes Lied.

Der Alte trat an die Glocke und schlug mit dem Knöchel des Beigefingers gegen den Mantel. Ein heller, unendlich süßer Ton erfüllte langsam zerfließend, den Raum. Es klang wie der Hauch einer Geige oder das Beben eines edlen Kristalls. Professor Meinardus stellte die Höhe des Tons nach der Stimmgabel fest und nickte befriedigt. Er hatte es erwartet. Dem silbernen dreigestrichenen D hatten die langen Jahrhunderte von seiner Reinheit und Güte nichts nehmen können. Ein zweiter, kräftiger Schlag mit dem Mäppel weckte neben dem Hauptton nun auch die Nebentöne. Ganz deutlich vernahm das geübte Ohr des Kenners den Grundakkord mit Quinte, Terz und den beiden Oktaven. Ein wunderbares, ergreifendes Värten war es, das jeden Winkel der stillen Stube mit Wohlklang durchzog. Fürwahr, ein solches Werk konnte nur ein großer Meister aus der flandrischen Erzgießerkunst geschaffen haben. Aus ihm sprach derselbe niederdeutsche fromme Geist, der aus den hehren Kathedralen und den Bildern der mittelalterlichen Blumen mit starker Ueberzeugung redete. Man mußte noch beten und an seinen Gott glauben können, um eine solche Engelstimme zum Tönen zu bringen. Den Heutigen war das verlag. Für sie war das Glockengießer nur noch ein Ge-

schäft, darum griffen ihre Glocken den Menschen auch nicht mehr so tief ins Herz.

In stiller Bewegung nahm Meinardus die Glocke von der Schnur und stellte sie unter das Lampenlicht. Nun galt es noch, das Sprachband zu entziffern, das zwischen Ranken aus lebhaft bewegten Eiben um die äußere Wölbung lief. Bieleleicht ließ von ihm sich etwas über Herkunft und Zeit des Fremdlings erfahren. Ganz leicht war die Aufgabe nicht. Die Buchstaben, späte Majuskeln aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, waren eng aneinander gedrängt, um dem vermutlich langen Spruch den nötigen Platz zu schaffen. Mit Hilfe der Lupe entdeckte der sorgsame Forscher zunächst die Worte *vita* und *sumus*. Also vom Leben erzählt das Erz, gewiß von dem gleichen holden Leben, das der Hedenmund so töndend verkündete. Dann folgten in neuer suchender Arbeit die übrigen Worte. Eins nach dem andern, aber keines mehr hell und freudig, sondern schwer wie die Schläge des Schicksals und niederdrückend in ihrer grausamen Wahrheit: *Media in vita morte circumdati sumus*.

Der alte Musiker ließ die Hand mit der Lupe sinken und strich sich über die Stirn. Was war das? Wie kam die kleine Glocke aus Flandern, die doch gewiß die lieblichste unter ihren Schwestern im klingenden Spiel des niedergeschossenen Glockenturmes war, zu diesem qualvollen Spruch? *Media in vita* sind wir vom Tod umgeben. Was das die wahre Seele des Glöckchens oder hatte sein Schöpfer die Worte ihm nur aufgeprägt, weil er sie selbst im harten Leben erfahren hatte?

Den einsamen Mann in dem grabfälligen Zimmer überkam eine unerklärliche Bangigkeit. Immer von neuem hämmerte das Wort an sein Herz, während die Schatten um ihn zu wachsen schienen und die Augen der beiden Großen dort an der Wand ihn rätselvoll anstarrten. Plötzlich mußte er des fernem Sohnes in Flandern gedenken, der mit seiner Kompanie wohl eben jetzt in irgend einem Graben lag und das Vaterland schätzte. Was hatte der Junge doch heute geschrieben? „Wenn Du die alte Glocke in Deinem Stübchen zum Läuten bringst, singen die englischen Kugeln und sicher ein wenig friedliches Hallelujah!“

Dem alten Professor wurde die Luft im Zimmer zu schwül. Mit einem heftigen Ruck schob er die Glocke beiseite und stieß die Fensterlägel auf. Ueber dem Gärtchen draußen standen die Sterne der Mainacht und streuten ihre Lichttropfen auf das blühende Glüd, daß alle Aeste und Zweige geheimnisvoll aufblühten. Ein letztes Schluchzen der Nachtigall statterte ängstlich zum Münster, von dem die gigantische Schwärze mit unaufhörlichem Drohen ins Dämmel griff.

Der Trummer am Fenster schreckte plötzlich zusammen. Ein gellender Schlag zerschmitt die Stille des Zimmers und brach mit einem schrillen Versten ab. Am Boden neben dem Schreibtisch lag die kleine Glocke aus Flandern, die wohl zu nahe an den Tischrand geschoben worden und nun herabgestürzt war. Vom Sprachband gegen den feingehwungenen Hals die Worte *vita* und *morte* trennend, zog sich ein scharfer Riß, der ihre klingende Seele für immer vernichtet hatte.

In tiefer Erschütterung nahm Professor Meinardus die stumme Glocke wie ein todkrautes Kind auf den Arm und bettete sie mit zärtlicher Sorgfalt zwischen Gras und Papier in die offene Kiste. Ihm war zu Mute, als hätte er eben einen lieben Menschen begraben.

Zwei Tage später traf in dem Häuschen beim Münster die Nachricht vom dem Heldentod des Hauptmanns Meinardus ein. In derselben Nacht, in der die Glocke ihre süße Stimme zum ersten Mal erhoben hatte und dann so jäh verstummt war, hatte eine englische Granate das Herz des Kindes zerrissen...

Weltkrieg und Volkszahl.

Wie der Weltkrieg auf die Bevölkerungszahl und damit auf die künftigen Machtverhältnisse einwirken wird, wird in einer Arbeit im nächsten Heft der „Grenzböten“ untersucht. Wenn man behauptet hat, daß die Verluste an Menschenleben durch den Krieg von keiner nennenswerten Bedeutung für die Bevölkerungszahl wären, da ein Land wie Deutschland sie mit seinem großen Geburtenüberschuß in wenigen Monaten ersetzen könnte, so wird dieser Optimismus den Tatsachen wenig gerecht, zumal da in diesem Weltkriege mit solchen Riesenzahlen gerechnet werden muß. Einen Anhalt für die Beurteilung gibt der Einfluß des Krieges von 1870/71 auf die Bevölkerungszahl Deutschlands und Frankreichs. Die Zahl der Eheschließungen, die 384 267 im Jahre 1869 betragen hatte, ging 1870 um mehr als 70 000 auf 313 961 zurück, und sie hob sich auch 1871 nur um noch nicht 23 000 auf 336 745. Erst 1872 schnellte sie um 87 000 empor und erreichte damit auch verhältnismäßig einen Höchststand. Die Geburtenzahl sank 1871 um mehr als 162 000, von 1 635 646 auf 1 473 492, anstatt entsprechend der Bevölkerungszunahme um 20—30 000 zu steigen; die Zahl der Sterbefälle stieg 1870 nur um 30 000, aber 1871 abermals um 88 000. Die Bevölkerungszunahme war 1870 infolge der hohen Geburtenzahl noch abnorm, 11,1 pro Milie gegen 10,9 im Vorjahre, sank aber 1871 auf 4,9, um erst 1872 wieder die etwa nor-

male Höhe von 10,5 zu erreichen. 1871 allein betrug der Ausfall an Bevölkerungszunahme also etwa 8 pro Mille = 250 000.

Das ist der wirkliche Einfluß des Krieges von 1870/71, der so stark war, obwohl der ganze Krieg im Ausland geführt wurde und Sünden nicht ausbrachen. Die Verluste durch feindliche Waffen und durch Straußentzug usw. im deutschen Heer, die sich 1870/71 nur auf 40 881 belaufen, stellen also nur etwa 17 %, nur ein Sechstel der durch den Krieg verursachten Dämpfung des Bevölkerungswachstums dar. Noch jetzt zeigt sich die Minderzahl von Geburten im Jahre 1871 darin, daß im Jahre 1911 am 1. Januar in Preußen vorhanden waren: im Jahre 1869 Geborene 461 724, 1870 Geborene 478 929, 1871 Geborene 406 036, 1872 Geborene 516 984. Der Jahrgang 1871 weist also gegenüber den Nachbarjahren noch jetzt eine Minderzahl von fast 73 000, bezw. 111 000 auf.

Setzt man nun gegenüber den Ziffern von 1870 die gewaltig erhöhte Stärke des deutschen Heeres in diesem Weltkriege, die jetzt vielleicht schon die vierfache Höhe und bei langer Ausdehnung des Krieges die fünf- oder sechsfache Höhe erreicht, so wird eine entsprechende Steigerung der Verluste des Heeres an Toten und ein Ausfall in der Geburtenzahl der Jahre 1915 und 1916 in vier- bis sechsfacher Höhe zu erwarten sein. Nicht ganz so groß, weil diesmal sehr jugendliche Kriegsfreiwillige und auch mehr ältere Leute zur Fahne herangezogen sind und weil auch die Geburtenziffer auf etwa 1/4 der damaligen Zeit gesunken ist. Aber selbst der vierfache Verlust an Menschenleben und Geburtenausfall würde die Verminderung des Bevölkerungswachstums für Deutschland auf eine Million, also 1/4 der natürlichen Bevölkerungsvermehrung eines Jahres bedeuten. Die russischen Verluste an Menschenleben sind wohl noch ungeheurer groß; man wird schon jetzt die Dämpfung der natürlichen Bevölkerungsvermehrung auf mehr als 1 1/2-2 Millionen schätzen müssen, aber bei dem ungeheuren Geburtenüberschuß von 1 1/2-2 Millionen jährlich kann Rußland solchen Verlust am leichtesten vertragen. Verhängnisvoll aber liegen die Dinge für Frankreich. Obwohl eine Verlustliste des Krieges von 1870/71 nicht veröffentlicht worden ist, kann man schätzen, daß die Verluste des Heeres 90-150 000 betragen, und wenn man die Bevölkerungsziffern dieser Jahre ansieht, gelangt man zu dem Ergebnis, daß Frankreichs Verluste an Bevölkerung durch den Krieg (abgesehen von der mehr als 1 1/2 Millionen zählenden Bevölkerung von Elsaß-Lothringen) rund 1/4 Millionen, das Dreifache von Verlusten Deutschlands, fast 2 Prozent seiner Einwohnerzahl betrug. Bedenkt man nun, daß Frankreich alle Kräfte zusammenrafft und vielleicht die fünf- bis sechsfache Zahl der Soldaten von 1870 ins Feld stellt, daß der Krieg wiederum auf französischem Boden geführt wird, so wird man die Menschenverluste Frankreichs auch auf das Vierfache, auf mindestens 1 1/2 Millionen, vielleicht sogar 2 1/2 Millionen annehmen müssen. Das bedeutet aber für Frankreich einen ungeheuren, tatsächlich unersehlichen Verlust von 3/4-6/4 Prozent seiner Volkszahl, der nicht wieder ausgeglichen werden könnte, auch wenn das Land nicht unter der künstlichen Verabdrückung der Geburtenzahl litt. Dementsprechend muß Frankreichs militärische und politische Bedeutung immer mehr sinken.

Vermischtes.

* Blühende Kastanienbäume. In diesem Jahre haben wir eine ganz besondere Veranlassung, der wunderbaren Blütenkerzen der Rosskastanie zu gedenken. Denn sie sind offenbar die Veranlassung dazu gewesen, daß der Baum die Wanderung aus seiner Heimat, dem nordgriechischen Gebirgslande, zu uns angetreten hat. Man trifft ihn dort noch heute unterhalb der Tannenregion in einer Höhe von 1000 bis 1300 Metern wildwachsend an. Sein eigenartiger Blütenstand erregte die Aufmerksamkeit der Türken, nachdem diese im Jahre 1453 Konstantinopel erobert und sich damit dauernd in Europa festgesetzt hatten. Die Türken sind, wie bekannt, sehr große Blumenfreunde; sie haben eine große Zahl der herrlichsten Frühlingsgewächse, die bis zu ihrer Zeit in Europa gänzlich unbekannt waren, dorthin verpflanzt, wie die Tulpe, die Gartenhyazinthe, die verschiedenen Ranunkelarten, die Kaiserkrone, und vor allem den herrlichen blaßblau oder weiß blühenden Flieder, die Syringe, die ihnen zu Ehren in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes noch heute türkischer Flieder genannt wird. Die kernengerade nach oben gerichteten pyramidenförmigen Blüten der Rosskastanie mochten die Türken in besonderer Weise an ihre Lieblingsblume, die Tulpe, erinnern, die ebenfalls eine aufrechtstehende Blüte aufweist. Sie pflanzten den Baum in Mengen auf dem Balkan an, und von dort kam er im 16. Jahrhundert nach dem westlichen Europa, wo er wegen der schon gekennzeichneten Vorzüge schnell eine große Verbreitung fand. Der botanische Name *Aesculus hippocastanum* rührt davon her, daß die Türken die Frucht als Heilmittel gegen den Husten ihrer Pferde verwendeten.

* Der Getreidebau nach dem Kriege. In einer interessanten Serie von Artikeln über „Brot und seine Eigenschaften“, die der bekannte Berliner Physiologe Prof. Max Rubner

in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ jeben veröffentlicht, kommt der Gelehrte auf die Zukunft der Brotfruchtproduktion nach dem Kriege zu sprechen. Es ist bekannt, daß wir mehr Roggen, etwa 36 Proz., und weniger Weizen, etwa 16 Proz., produzieren, als wir brauchen. Um uns von der Abhängigkeit des Auslandes frei zu machen, könnten wir den Weizengenuß zugunsten des Roggens einschränken, wie dies auch jetzt während des Krieges geschehen ist. Dies wird aber nicht nach dem Wunsche der Bevölkerung sein, die den Weizen dem Roggen vorzieht. Nun ist ein solcher Umkehrung aber gar nicht nötig, denn auch bei möglichst Ernten ließe sich die Produktion des Weizens so erhöhen, daß kein Weizen importiert zu werden braucht. Die Mehrproduktion läßt sich durch Steigerung der Intensität der Kultur erzielen. Dies trifft zweifellos für sehr erhebliche Teile Deutschlands zu, namentlich für die kleinbäuerlichen Betriebe, wo zweckmäßigere Bodenbearbeitung und Düngung zu besseren Ernteergebnissen führen werden als bisher. Auch die Gewinnung neuer Bodenflächen für den Ackerbau dürfte dazu beitragen. Dabel brauchte garnicht einmal eine Erweiterung der Weizenanbaufläche um die 16 Proz. stattfinden, die wir, wie oben erwähnt, einführen. Sondern es genügt eine geringere Vergrößerung, da das Ertragnis an Weizen mit Rücksicht auf die Ernährung des Menschen günstiger liegt als als für den Roggen. Schon das Weizenertragnis für Weizen ist größer als das für Roggen. 1 Hektar Land bringt 1700 kg Roggen, aber 2030 kg Weizen. Nach Abzug des Saatgutes von 1.0 kg pro Hektar ist der Weizenertrag um 330 kg größer als der des Roggens. Zieht man weiter den Mehverlust von 5 Proz. noch ab, so erhält man 1458 kg Roggen und 1767 kg Weizen. Der Boden wird also durch den Weizenbau besser ausgenutzt. Es kommt aber noch ein anderer Umstand dazu, der den Weizenader viel günstiger erscheinen läßt. Der Roggen läßt sich nämlich viel schlechter ausmahlen als der Weizen. Sein Mehlern ist nicht so leicht abzuschneiden. Seine Ausmahlung kann im allgemeinen nur auf 65 Proz. getrieben werden, während der Weizen bis auf 75 Proz. ohne Schwierigkeit gebracht werden kann. Damit würden sich die Ertragnisse zugunsten des Weizens noch mehr vergrößern. Auch vom Standpunkt der Vademare aus ist der Weizenbau besser zu verweren als der Roggen. Es besteht überhaupt keine Notwendigkeit, Roggen zu genießen. Das Bedürfnis nach Weizen wird sich steigern, wenn die Wahl frei ist. Denn der Konsum des reinen Roggenbrotes hat sich nur da erhalten, wo der Boden Roggen trägt und seine Verarbeitung in den kleinen Mühlen der Erzeugunggebiete stattfindet. Das Kleinbrot aus Weizen wird auf dem Lande nicht gegessen, weil noch im Hause gebaden wird und das Bäckereigewerbe sich auf dem flachen Lande nicht einbürgern kann. Fällt auch dies Hindernis, so wird auch der Anspruch auf Weizenbrot steigen, da die konservative Richtung dem Ansturm des Luxus nirgendwo standhält.

Büchertisch.

- In den Heften 27 und 28 der Zeitschrift „Der Völkerring“ (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) wird die Schilderung der Ereignisse im Westen bis Mitte Januar 1915 zu Ende geführt. Seine Charakteristiken der Persönlichkeit des Kaisers (aus der Feder Cabalino-Rendas und Wangholers), des Generals Joffre (von Dag Nordau) und der verschiedenen Soldatentypen des deutschen Heeres und der feindlichen Armee vertiefen das Bild des in den vorhergegangenen Heften geschilderten Ringens. Die den „Soldatentod“ der verschiedenen Lebensalter und Stände behandelnden Skizzen von Otto Pfale sind meisterhaft entworfen. Zur weiteren Abrundung dient eine eingehende Darstellung der organisatorischen Leistungen unserer Heerführung in Nordfrankreich und Belgien. - In Heft 28 beginnt eine vielversprechende Schilderung der inneren Verhältnisse Frankreichs während des ersten Kriegshalbjahrs, eingeleitet durch einen Aufsatz von Franz Wugl, der eine intime Kenntnis französischer Zustände verrät. Die beigegebenen photographischen Aufnahmen sind dem Text sehr geschickt angepaßt; ihre vortreffliche Wiedergabe kennzeichnet die Gediegenheit und sorgfältige Vorbereitung des ganzen Unternehmens.

Magisches Zahlenquadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sollen die Ziffern 8 13 26 49 viermal derart eingetragen werden, daß die Summe der Zahlen in jeder der senkrechten, wagerechten und Diagonalfreihen stets 96 beträgt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Trauerweide.